

## Besprechungen

Etcheverry, Auguste, *L'Homme dans le Monde. La Connaissance humaine et sa valeur.* (Museum Lessianum, sect. philos., 51) gr. 8° (306 S.) Paris-Bruges 1963, Desclée de Brouwer.

Der Verf. will die Grundzüge einer allgemeinen Erkenntnistheorie entwerfen, wobei es ihm offensichtlich vor allem auf methodologische Fragen ankommt, was gerade im Falle einer philosophischen Erkenntniskritik sich eigentlich von selbst versteht. Er läßt sich sowohl von thomistischen Autoren wie nicht minder von solchen aus dem Kreise des modernen Personalismus inspirieren, legt aber ebenfalls Wert darauf, Anregungen der Phänomenologie, insbesondere Merleau-Pontys, aufzugreifen (was man schon im Titel des Werkes durchspürt: „Mensch in Welt“ verrät einen anderen philosophischen Stil als etwa „Geist in Welt“). Wichtig ist ferner der ständige Bezug auf Maine de Biran, den in Frankreich immer wieder neu entdeckten („Maine de Biran est notre Kant“, so Lachelier). Es fällt übrigens auf, daß unter den einflußreicheren Exponenten gegenwärtigen Philosophierens nichtfranzösische Namen geringere Beachtung finden; so wird Wittgenstein (und seine „Bewegung“) nicht genannt, aber auch z. B. Lonergan nicht; selbst erkenntnistheoretische Parteien aus Heideggers „Sein und Zeit“ werden nicht aufgearbeitet, geschweige denn die Thesen Nicolai Hartmanns. Daß J. Maréchal, obwohl mehrfach zitiert, nicht thematisch diskutiert wird, wiegt schwerer, wie überhaupt die neuthomistischen Verfechter der „transzendentalen“ Methode ausbleiben und damit auch die Theorie der ursprünglichen *Einheit* von Erkenntnislehre und Metaphysik, also die Forderung nach Erkenntnistheorie, nicht behandelt wird (Namen wie K. Rahner und E. Coreth erscheinen nicht, J. B. Lotz nur beiläufig). Da es ohnehin nur um allgemeine Erkenntnistheorie geht, darf man eine Analyse der Möglichkeit und Tragweite natur- und geisteswissenschaftlichen Erkennens nicht suchen. Nur den Fragen der Werterkenntnis widmet E. eine eigene Studie.

Das 1. Kap. beleuchtet den Ausgangspunkt einer philosophischen Reflexion über Erkenntnis im allgemeinen, nämlich die Erfahrung des Irrtums und der Erkenntnisantinomien. Es folgen zwei Kapitel über Sinn und Bedeutsamkeit des methodischen Zweifels, darauf die beiden zentralen Probleme der „intuition du moi“ und des „ordre intelligible“. Kap. 6 wendet sich gegen das Immanenzprinzip des erkenntnistheoretischen Idealismus, 7 setzt sich mit der Phänomenologie auseinander. Die beiden letzten Kapitel besprechen die „méthode réflexive“ und die ontologische Geltung des „Urteils“. Eine Schlußbetrachtung („Notre présence au monde“) verstärkt den optimistischen Grundton des Werkes.

Was das Eingangskapitel zu den Antinomien der Erkenntnis sagt, verdient gerade auch in didaktischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Nur hätte hier N. Hartmanns Aufriß der Antinomien, der auch Heideggers Anerkennung fand, gute Dienste leisten können. Zur Ergänzung wäre wohl auch hinzuweisen auf die *Geschichte* der Erkenntnistheorien als immer neuer Anstoß skeptischer Reflexion auf die Möglichkeiten menschlichen Wissens (schon die Geschichte der neueren scholastischen Epistemologie, wie sie etwa G. van Riet in seiner bekannten Monographie panoramisch ausbreitet, vermag solche Impulse zu vermitteln). Das Ergebnis verdichtet sich in der Notwendigkeit, „certaines intuitions irrécusables“ aufzusuchen, die als Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie fungieren müssen (28 241 Anm. 1). Die Abwehr des prinzipiellen Skeptizismus geschieht durch den Hinweis auf diese Evidenzen; die formallogische

Widerlegung durch Retorsion wird allerdings etwas unproblematisch reproduziert: sie scheint auf der Ebene des Psychologischen zu verbleiben (44 48) oder nur als *argumentum ad hominem* gemeint zu sein. — Die zwei Brennpunkte der Ellipse sind nun die Intuition des Ich und der ersten Prinzipien. Im Rückgriff auf Unmittelbarkeit, unmittelbare Evidenz und damit Intuition, bildet sich der feste, unerschütterliche Grund und Boden von Wahrheits- und Gewißheitsbewußtsein (30 57). Bereits die Überlegungen zur These des allgemeinen Skeptizismus gaben entsprechende Winke. Die positiven Ausführungen (78 ff. 114 ff.) entfalten das Thema auf eindringliche, wirkungsvolle Weise. Selbstverständlich hält E. sich auch hier im Gespräch mit Andersdenkenden, und so wird vornehmlich, was man bei anderen Autoren oft genug vermißt, die Position Kants zur Frage der Ich-(Selbst-)Erkenntnis erörtert — wobei allerdings Kants letztes Motiv, dem „Ich“ im Rahmen der theoretischen Vernunft ontologische Realität abzusprechen, nicht hervortritt: dessen Gegebensein in der Anschauungsform der Zeit. Vielleicht wird auch der Einwand gegen Kant, die Aktivität des Ich sei keine rein „logische“, „transzendente“, sondern eben eine reale, real-vollzugshafte, noch zu wenig betont (trotz 94 99). Die vielen guten Bemerkungen zum Ich als bleibendem Substrat sowie zur Dialektik von Subjekt/Objekt in der Selbsterkenntnis können nur eben erwähnt werden. — Was die Intuition der ersten Prinzipien (des „ordre intelligible“) betrifft, so unterscheidet der Verf. solche der Mathematik, der Metaphysik und der Ethik. Er rückt die drei Bereiche sehr nahe aneinander. Damit wird es zusammenhängen, daß er diese „vérités éternelles“ auf den „idealen“ Kosmos, auf die Domäne der „possibles“ (116), die Ordnung der „essences“ (114 126) bezieht; möglicherweise kommt dabei die zentrale Wahrheit einer echten Metaphysik des „esse“ zu kurz. Leider tritt auch die Kantische Frage nach der Möglichkeit einer „Synthesis“ in solchen Prinzipien gegenüber der berechtigten Insistenz auf ihrer Unmittelbarkeit zurück. Die Berufung auf „terminis cognitis“ (115) möchte man sich genauer begründet wünschen. Die Konsequenzen eines Attentates auf die Geltung der Prinzipien dagegen werden in (wie überall in diesem Buche) reich dokumentierter Auseinandersetzung mit modernen Strömungen relativistischer und historizistischer Provenienz aufgezeigt.

Ebenso anregend verläuft das Referat über den idealistischen Satz von der Immanenz (148 ff.), das sich vorzüglich an Le Roy mit seinem „Essai d'une philosophie première“ und Brunschvicg orientiert. Der Verf. macht sich das Wort von W. James zu eigen, der Idealismus scheitert an den Gegebenheiten des andern Ich und der Erinnerungsgewißheit (173). Es erscheint ihm zudem wesentlich, daß die Phänomenologie eines Husserl bei Merleau-Ponty u. a. den idealistischen Standpunkt überwunden habe. Er schließt sich der Auffassung Sartres an, Husserl sei mit seiner Reduktion des Gegenstandes auf das transzendente Ego und dessen konstitutive Dynamik seinem eigenen Prinzip (von der Intentionalität = Transzendenz des Bewußtseins) untreu geworden (192). Der mysteriöse Fall des phänomenologischen (transzendentalen) Idealismus Husserls erfährt jedoch auch hier keine weitere Aufklärung, aber die Bemerkungen zu dessen schillernden und antinomischen Redewendungen wie „konstituierende Intuition“, „transzendente Erfahrung“ usw. treffen gewiß neuralgische Punkte. Es folgen interessante Seiten zum Problem des Übergangs der Phänomenologie zur Ontologie und Metaphysik.

Das Kapitel über die „reflexive Methode“ will den Wesensunterschied zwischen dieser „réflexion thomiste“ und aller Transzendentalanalyse aufzeigen (223 233). Es sind bekannte Dinge, sie gehen auf Maine de Biran und dann insbesondere auf Rousset, Valensin, Forest, A. Marc u. a. zurück sowie auf hervorragende Kommentatoren von De ver. 1, 9. Die Vernunftkritik Kants andererseits wird in ihren entscheidenden Zügen sichtbar gemacht; die Antikritik besteht letztlich darin, die logischen Konsequenzen der transzendentalen Methode im absoluten Idealismus und dessen unhaltbaren Paradoxien sich selbst aufheben zu lassen (238). Die im Schlußkapitel entwickelte Theorie des „Urteils“ erfließt ohne weiteres aus den vorausgegangenen Betrachtungen. Aber auch dabei kommt der Versuch Maréchal's, die reflexive Methode als in einem strengen Sinne transzendente zu deuten, nicht zur Sprache. Auch wenn man diesen Schritt nicht mitmacht, bedarf er doch eingehender Diskussion, da seine Befürworter behaupten, nur auf diese Weise könne man dem legitimen Anliegen der modernen Philosophie seit Kant Genüge tun.

H. Ogiermann S. J.